

Literatur des Auslandes.

N^o 134.

Berlin, Mittwoch den 7. November

1838.

Algier.

Religiöses und geselliges Leben in Algier.

Von einem Engländer.

Der eingekerkerte Skeptiker müßte die tiefe Macht und Wirkung der Religion anerkennen, wenn er Gelegenheit hätte, die Anhänger des Islam zu beobachten, bei welchen die Wunder noch nicht verschwunden sind, weil noch der Glaube unter ihnen lebendig ist. Welche irdische Macht wäre sonst im Stande, diese barbarischen Horden zu lenken, die keinen Herrn und kein Gesetz kennen und so frei sind, wie der Löwe ihrer Wüsten? Der Marabut spricht zu ihnen von den Geboten des Koran, und das Schlachtfeld schweigt; der rachsüchtige Araber versöhnt sich mit seinem Todfeind, wenn er denselben Stauben bekennt; er giebt das Eigenthum zurück, dessen er ihn beraubt, und bringt die Silbermünzen, die er wie seine Augen liebt, der Moschee. Er, der rohe, wilde Barbar, wird schwermüthig und poetisch, wenn die Rede des Priesters seine Gedanken auf den Propheten und die von demselben versprochene überirdische Welt lenkt.

Ich habe in diesem sonderbaren Lande eine sonderbare Zeit zugebracht — ich meine die dreißig Tage des Ramadan, jener religiösen Feierlichkeit, während deren der rechtgläubige Moslem andächtiger als sonst betet und von Aufgang bis Untergang der Sonne weder isst noch trinkt. Der Anfang desselben wird hier durch 101 Kanonenschüsse verkündigt. Sofort wird auf den Minarets der Moschee eine große Menge Lampen angezündet; Alles wird still in der Stadt; Mauren und Araber murmeln leise ihren Lobgesang, während die Franzosen, die nicht fähig sind, ein Gefühl zu verstehen, das ihnen lange fremd geblieben, mit Neugier und Staunen die frommen Gruppen begaffen. Dreißig Tage hinter einander erneuert sich jeden Abend dasselbe Schauspiel. Sobald die Sonne hinter den Atlas gesunken war, wurde eine Kugel abgefeuert, worauf die Mauren gierig über ihre Speisen herfielen, die schon lange für sie bereit gestanden, aber vor diesem Signal nicht berührt werden durften. Auf meinen Streifereien ins Innere des Landes hatte ich einmal einen Biskari für einige Tage in Dienst genommen. Durch einen unglücklichen Zufall verloren wir unsere Vorräthe und mußten 24 Stunden ohne die geringste Nahrung zubringen im Osten der Ebene Metidischad. Als wir wieder Algier erreichten, war es früh am Morgen. Ich bezahlte meinen Biskari und eilte zum Frühstück. Eine Stunde später sah ich ihn wieder in einem Winkel des Hafens. Ich fragte ihn, ob er etwas zu essen gehabt; er schüttelte ernst seinen Kopf und sagte: Allah amehrsalm — „Gott befehlet mir, zu fasten.“ Er wartete mit leerem Magen und Brod in der Kappe seines Bernus bis zum Abend. Er litt gewiß sehr stark Hunger, aber nichts hätte ihn verführen können, die Forderungen seines Appetits zu befriedigen. In dem Moment, wo die Kugel abgefeuert wird, riß er das Brod aus der Kappe und verschlang es mit der Eier einer gefräßigen Bestie.

Wenn die Mauren ihr frugales Mahl gegessen und eine Tasse Kaffee getrunken, begeben sie sich schaarweise in die Moscheen, die auf den Minarets und im Innern die ganze Nacht erleuchtet sind. Ich lobe die Mauren, daß sie den Christen den Zutritt in ihre Moscheen nicht verweigern; nur müssen sie sich der allgemeinen Sitte bequemen, an der Pforte ihre Schuhe abzulegen und den heiligen Boden barfuß zu betreten. Als der Herzog von Nemours die Moschee besuchte, erinnerte der Mufsi den jungen Prinzen an diese unerlässliche Ceremonie, die der Den selbst nie gewagt hätte, zu verlegen; aber mochte nun der Prinz den Mufsi nicht verstehen oder dankte er sich als des Königs Sohn über diesen Gebrauche erhoben, er und sein kriegerisches Gefolge schritt gestiefelt und gepornet durch den muhamedanischen Tempel, ohne auf die finsternen Blicke der Mauren Rücksicht zu nehmen.

Das Innere der großen Moschee imponirt durch Umfang und Einfachheit. Ihr einziger Schmuck sind die rothen Sammetdecken, die den Boden in der Nähe des Allerheiligsten bedecken. Die Höhe des Gebäudes ist nicht bedeutend, desto mehr die Ausdehnung im Innern. Es umschließt zwei geräumige Höfe, wo schöne Marmor-Fontainen heiliges Wasser von sich geben und Granatbäume und gigantische Trauerweiden den Schatten ihrer dichten Zweige über sie breiten. Das Allerheiligste, das von einer halbkreisförmigen Kuppel bedeckt ist, nennen die Mauren Kara-

but, weil der Priester daselbst seine Gebete her sagt. Stellen aus dem Koran stehen auf der Mauer über dem Allerheiligsten, in dessen Nähe einige Mojais zu sehen sind, welche von den Ruinen der Römischen Stadt Kusgenia herkommen sollen.

Ich brachte oft ganze Abende in den Moscheen zu während der Ramadan-Gebete. Gewöhnlich saßen drei Reihen von Frommen, die Gesichter dem Karabut zugewandt, mit gekreuzten Beinen unter den Kolonnaden. Ich bemerkte darunter Türken, Mauren, Kuluglis, Araber, Kabylen, Mojaiten, Biskaris und Neger; der Türke in prächtigem Schmuck hockte neben dem schmagigen, halbnaekten Biskari, der blaße Maure mit edler Miene neben dem häßlichen Neger mit Drangutang-Gesicht, Alle mit gleich frommer Andacht zu dem Wesen empordrückend, das keinen Unterschied in Farbe oder Gestalt kennt.

Der Mufsi, oder in seiner Abwesenheit ein Marabut, beginnt das Gebet mit einer Art Geschrei, das mich betäubte und stäubig machte. Es war der gewöhnliche Ausruf zum Lobe Gottes aus den Suren des Koran. Bald war die Stimme des Marabut scharf und gellend, bald sank sie zu einem leisen Murmeln herab. Die Töne waren so schmerzlich und herzerweichend, daß man die Klagen der Verdammten auf ihren Marterplätzen zu vernehmen glaubte. Auf mich machte dieser Gottesdienst einen höchst erschütternden Eindruck, besonders wenn ich die Reihen der betenden Gestalten in ihren verschiedenen Kostümen überschaute. Diese Männer fielen in die außerordentlichsten Tuckungen; sie warfen sich Alle in einem Moment nieder mit dem Gesicht auf den Boden, blieben eine Weile bewegungslos und sprangen dann krampfhaft auf, sich krümmend wie Würmer. Es ist ein merkwürdiger Anblick, zu sehen, wie der stolze Muselman mit der zitternden Demuth eines schuldigen Sklaven sich niederwirft vor seinem Allah. Ist er zu Ende mit dem Gebet, so erhebt er sich, kugelt seinen Kopfenkranz zum letzten Mal, neigt das Haupt auf die Brust und murmelt dem heiligen Drie die Abschiedsworte. Im Hofe wäscht er seine Hände und Füße im heiligen Wasser, legt seine Sandalen an und verläßt die Moschee mit seiner gewöhnlichen Würde. Jedes Individuum der verschiedenen Stämme kehrt aus diesem allgemeinen Versammlungsort, wo alle Standesverschiedenheit aufhört, zurück zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen: der Maure zu seiner steinernen Wohnung, wo sein Weib auf der prächtigen Gallerie ihn mit Küßen empfängt; der Araber in seine Wüste, der Kabyle auf seine Berge. Auf ihrem Wege machen sich diese frommen Väter kein Gewissen daraus, ihre muselmännischen Brüder auszuplündern oder dem ersten Christen, den sie einsam treffen, die Kehle abzuschneiden.

Der Marabut übt auf dieses Volk einen großen Einfluß. Sein Wort macht den Fehden kriegsführender Stämme ein Ende und verwandelt ihren Haß in brüderliche Eintracht. Der gelehrte Maurische Schriftsteller, Sidi Hamdan ben Dihman Chodcha, ein Mann, der mit den Sitten der Berberei, seines Geburtslandes, gründlich bekannt ist, erzählt eine Menge auffallender Beispiele von der Gewalt der Marabuts über die Araber und Berbern. Ruft sie der Marabut zu den Waffen im Namen der Religion, so kennt ihr Fanatismus keine Grenzen; dann verachten sie Bajonnette und Kanonenkugeln, die ihnen in Kämpfen, wo dieses Motiv fehlt, solchen Schrecken einflößen. So oft die Kabylen am unerschrockensten kämpften, war gewiß das Grab eines dieser heiligen Männer in der Nähe oder es begeisterte sie ein lebender Marabut mit seinem grauen Bart an der Spitze einer ihrer Horden. Selbst die Scheiks und Aeltesten haben, mit den Marabuts verglichen, nur wenig Einfluß auf ihre Stämme.

Dem dreißigsten Tage des Ramadan folgt ein dreitägiges Freuden- und Versöhnungsfest, Beiram genannt, wo sich der Moslem für die langen Fasten reichlich entschädigt. Biewohl gewöhnlich dies Fest auf die Regenzeit im Januar fällt, war es doch diesmal ausnahmsweise vom glänzendsten Wetter begünstigt. Es war nicht uninteressant, zu sehen, wie so viele Tausende von Eingebornen sich vor dem Thore Bab el Med im Sonnenschein tummelten. Alle Mauren waren im besten Fuß, besonders die Knaben, die in reichen, goldgestickten Jacken und seidenen Pumphosen und mit ihren frischen Gesichtern wie die schönsten orientalischen Dandies ausfahen. Ein alter Türke lenkte eine große von kleinen Mauren besetzte Schaukel; andere Kinder höherer Klassen wurden in großen Karren von Negern und Biskaris hin und her gerollt. Die sonst so ernsten Männer saßen mit großem

Bergnügen den Spielen ihrer Kinder zu und strichen sich zufrieden die Härte. Bekannte, die sich trafen, umarmten einander, und Jeder berührte mit den Lippen die rechte Schulter des Freundes. Die musizirenden Regierbanden boten am ersten Tage ein komisches Schauspiel. Von der frühesten Tagesstunde an durchzogen sie mit Trommeln und eisernen Castagnetten die Straßen, mit ihren Instrumenten einen solchen Lärm machend, daß die Bewohner sofort aus dem Schlaf geweckt wurden, und an den Thüren so lange stehend, bis sie einige Sous bekommen, die man ihnen gern gab, um ihren höllischen Spektakel los zu werden.

Die Maurischen Kaffeehäuser, die während des Beirams mehr als je gefüllt waren und deren es in Algier eine Unzahl giebt, sind große dunkle Räume mit Bänken an den Seiten und mit Binzenmatten bedeckt. Hier sitzen Mauren, Kuluglis und Araber, aus langen Pfeifen von rothem Thon Rauchwolken hervord blasend. Ein Regier oder Maurenknabe reicht den Kaffee umher in einer kleinen Schale mit silberner Untertasse; der Kaffee ist gewöhnlich gut, stark und sehr heiß; ein Drittel der Tasse ist voll vom Grund, der immer mit dem Kaffee eingegossen wird. Die lange Pfeife, die man dazu bekommt, hat kein Mundstück, und die Oeffnung ist unverhältnismäßig groß; aber der Taback, der von den Kabylen in den Atlas-Thälern gezogen wird, ist von köstlichem Wohlgeruch. Da der Kaffee und Taback nur zwei Sous kosten, so werden diese Orte auch von einer großen Menge Europäer besucht; doch Viele, wie man sich denken kann, gehen mehr aus Neugier als der Wohlfeilheit wegen hin.

Während des Beirams traf ich in dem großen Maurischen Kaffeehause der Rue de l'Etat Major mit einem Maler zusammen, der mein Reisegehirne von Toulon aus gewesen. Dieser Künstler hatte einen sehr günstigen Moment ersehen. Statt der gewöhnlichen drei Maurischen Musikannten waren fünf da und außerdem zwei unverfälschte Maurische Mädchen aus der niedrigsten Klasse. Die vierstimmige Violine, die Maurische Guitarre und der Tambourin begleiteten den halb sprechenden, halb singenden Troubadour. Diese Gesänge dauerten den ganzen Tag, waren aber meist so obscön, daß ich nicht einen Vers davon anführen kann. Ganz verschieden von diesen sind die Arabischen Lieder von ernstem Inhalt, Kriegsgefangene, Balladen und religiöse Hymnen. Die beiden Dirnen hielten von Zeit zu Zeit in die Liebesweisen des alten Sängers ein, indem sie zugleich mit den Zuschauern, die herumsaßen, stöhnelten. Mein Künstler saß unterdessen an der Thür und zeichnete fleißig. Bei dieser Gelegenheit habe ich von Seiten der Muhammedaner keinesweges eine Furcht oder einen Widerwillen gegen das Gemaltwerden bemerkt. Die Alten waren eben so gleichgültig dagegen, als die Jungen neugierig. Höchst erwünscht für den unermüdeten Zeichner trat in diesem Moment eine eigenthümliche Scene ein. Ein betrunkenen Araber kam, setzte sich mit gekreuzten Beinen, wie die Uebrigen, auf die Matten und verlangte mit stammelnder Stimme Kaffee. Zugleich warf er seinen Bernus von sich auf den Boden und saß fast nackt unter den übrigen Gästen da, indem er so närrische Grimassen machte, daß die Maurenknaben und die Europäer sich des lauten Gelächters nicht enthalten konnten. Die alten Mauren dagegen beobachteten ihren gewöhnlichen Ernst und warfen einen verächtlichen Blick auf den Uebertreter ihrer Religionsgebote.

Ein anderer Ort, der zahlreiche Besucher hatte, sowohl Europäische als eingeborne, während des Beiramfestes, war das Maurische Theater des Gharagus, das im allerschmutzigsten Winkel der Stadt gelegen ist. In einem düstern gewölbten Gemach lauerten eine Menge Eingeborne, besonders Biskaris und Maurische Knaben, auf dem Boden. Aller Augen sind in den Hintergrund gerichtet, wo mehrere schwarze Figuren sprechen, unter denen sich der Maurische Jack Pudding, Gharagus, durch seine gigantische Natur, sein drolliges Gesicht und seine schmutzigen Wige auszeichnet. Diese Darstellungen sind denen unseres Hanswurst sehr ähnlich. Sie bestehen von Anfang bis Ende in Prügelein und Fechten, und Gharagus, ein echter Beduine, ist der Held, der die meisten Prügelein giebt und nimmt. Die Sprache, die gebraucht wird, ist bald Arabisch, bald Französisch, denn der Direktor ist ein Dolmetscher, der, dem Europäischen Theil der Zuhörer zu Gefallen, Französische Phrasen einstreut und Französische Soldaten darstellt, die sich mit Gharagus zanken und schlagen.

Da ich schon von den Moscheen und dem Gottesdienst der Muhammedaner gesprochen, so will ich noch Weniges bemerken über den Zustand des Christenthums in einem Lande, wo vor langen Zeiten das Licht des Evangeliums seine Civilisations- und Hoffnungsstrahlen über Völker ausgoß, die seitdem in die finsternste Barbarei zurückgesunken sind, wo Sankt Augustin und die Römischen Bischöfe predigten und die Bandalen in den entlegensten Atlas-Thälern ihre christlichen Tempel anlegten. Als die Sarazenen mit dem Koran in der einen und dem Säbel in der anderen Hand kamen, trieben sie auf lange Zeit das Christenthum von den Afrikanischen Küsten hinweg. Die wilden Numidier wurden rascher durch Muhammed's verführerische Paradieschilderungen gewonnen und durch die Waffen seiner Glaubensbekämpfer, als durch die christlichen Lehren von allgemeiner Liebe und die Predigten der Bischöfe. So vergingen Jahrhunderte, und alle Bemühungen christlicher Herrscher, wie des heiligen Ludwig und Karl's V., das Kreuz auf seinem früheren Boden wieder einzusetzen, wurden im Keim erstickt durch den Fanatismus und die Kriegswuth dieser tapferen Barbaren. Karl X., als eifriger, orthodoxer Katholik, mochte wohl ähnliche Pläne hegen, als er Befehl gab zur Expedition gegen Algier, und die von seinem

Konsul empfangene Ohrfeige wäre gewiß nicht so rasch und glänzend gerächt worden, wenn Hussein Bey ein Sohn der allein seligmachenden Kirche gewesen wäre. Unter Karl X. wären gewiß eben so viele Moscheen in Klöster und Kollegien verwandelt worden, als jetzt zu Kasernen und Heumagazinen umgeschaffen sind. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Voltaire, als Pächter von Tournay.

(Schluß.)

Indes fuhr Voltaire fort, das Gut Tournay zu verbessern. Er baute ein Theater und ließ Tancred spielen. Das ging schon an. Als er aber zugleich die wichtigsten Bewahrungen des Präsidenten ohne Scheu umging, als er seine Bäume fällte, um die Scheuern zu repariren, als er eine Menge Wald vernichtete, um seine Wiesen zu arrondiren, und seine Eichen abkappte, um das Zimmerwerk des alten Schlosses auszustücken, da ging dem Herrn Präsidenten die Geduld aus, und Meister Girod bekommt die Weisung, eine Rekonozirung in aller Form von dem Gute Tournay vorzunehmen. Seinerseits aber verwahrt sich auch Voltaire gegen Meister Girod, indem er ihm ohne Weiteres die Thür vor der Nase zuwirft, und sucht den Präsidenten durch schöne Versprechungen und goldene Worte zu besänftigen. Der Präsident läßt sich in die Falle locken: Voltaire erbietet sich, ihm Tournay für immer abzukaufen. Der Präsident spielt anfangs den Schwierigen, Voltaire läßt nicht ab, und der würdige Beamte geht endlich in den Kaufsantrag des listigen Pächters mit vollem Herzen ein. Ja, er schickt ihm am 10. Januar 1760 einen fertigen Kaufs-Kontrakt, zu dem weiter nichts fehlt, als Voltaire's Unterschrift. Aber der Letztere verlangt Zeit, und das respectable Dokument bleibt vier und einen halben Monat in seiner Tasche. Diese vier Monate sind ein wahrer Waffenstillstand für die beiden Korrespondenten, während dessen sie sich lauter schöne Worte über Nichts schreiben. Meister Girod wartet inzwischen an der Thür, die Dinte verrottet in seinem Schreibfaß, die Lorgnette des Präsidenten verrostet, und seine Wachsamkeit schläft ein.

Eines Morgens endlich fällt dem Präsidenten ein, daß ihn Herr v. Voltaire wohl gar zum Besen habe; sofort schreibt er und erklärt ihm rund heraus, daß das Inventarium vorgenommen wird, wenn der Verkauf nicht stattfindet. Da gilt kein Aufschub, keine Vorpiegelung mehr. Das Inventarium oder der Kontrakt!

Jetzt wird die Sache schwierig, und Voltaire wird viel bescheidener und süßer. „Ich habe“, schreibt er, „Alles bei Ihnen in Ordnung gebracht, weil ich die Ordnung liebe; ich habe Bäume gepflanzt in Ihrem Forst; ich habe frische, gestiebte Erde in das wüste Feld bringen lassen, und ich habe ein Stück Land fruchtbar gemacht, das seit der Sündfluth keinen Halm getragen. Sie wissen mir keinen Dank dafür, darauf war ich gleich gefaßt; ich habe Gutes gestiftet aus Liebe zum Guten selbst, und der Himmel wird mir's lohnen. Ich werde lange leben, weil ich die Gerechtigkeit liebe!“

Dieser Brief ist vom 16. Juli 1760. Es war ein Noth-Signal: Voltaire war mit seinen Intriguen und Lügen zu Ende. Das Inventar fand statt, und der Streit ward heftiger als je.

Es war im Jahr 1761; der Krieg war in offene Feindseligkeiten ausgebrochen, und zwar bei folgender Gelegenheit. Kurz vor der zeitweiligen Abtretung Tournay's hatte der Präsident einem Individuum, Namens Charlot Baudy, eine der Holzsäulungen in seinem Walde verkauft. Als Voltaire das Gut bezogen hatte und es ihm an Holz zum Heizen fehlte, verlangte er auf den Rath des von ihm befragten Präsidenten von dem genannten Charlot 14 Fuhren, die er aber nicht bezahlte. Zwei Jahre darauf überreichte Charlot dem Herrn Voltaire eine Rechnung für sein Holz, zum Preis von drei Niederländischen Thalern die Klafter. Voltaire weist die Rechnung zurück, unter dem Vorwand, der Präsident habe ihm das Holz abgetreten, das er in Tournay verbrannt. Da wendet sich Charlot an den Präsidenten wegen Bezahlung, aber dieser verweist ihn wieder an Voltaire, der ihn zum Guckuck schickt. Charlot geht zum Richter, und einige Tage später bekommt Voltaire eine Vorladung vor den Gerichtshof des Kreises Ger. Dies Alles ereignete sich am Ende des Jahres 1760, einige Tage nach Aufnahme des Inventars.

Hatte Herr von Broffes wirklich Voltaire einen Wald geschenkt, der ihm nicht mehr gehörte, weil er ihn an Baudy verkauft hatte? Oder war Voltaire nicht zu trauen, wenn er behauptete, Herr von Broffes habe ihn selbst bewogen, auf seinem Grund und Boden das Holz zu nehmen, das Baudy noch nicht weggenommen. Wir wissen es nicht, und man muß gestehen, daß es nach Durchlesung dieser ganzen Korrespondenz eben so wenig herauskommt, auf welcher Seite das gute Recht ist. Es kommt auch darauf gar nicht an; die Hauptsache ist die Korrespondenz selber, die Malice, die Lebendigkeit, der beißende Spott, worin die beiden Führer dieses Federkampfes einander nichts nachgeben. Dieser Streit zweier so bedeutender Männer, diese Holzschene, die zehn Monate lang von einem Kopf zum anderen flogen, ohne Jemand zu verwunden, aber nicht ohne einen höllischen Lärm zu machen, haben etwas höchst Unterhaltendes und Ergößliches an sich. Es ist eine gute Komödie, und Voltaire hat in diesem Genre nichts Besseres geleistet; Ninive und l'Ecoffaise müssen Charlot das Feld räumen, und wenn der Präsident nicht in die

Akademie gekommen ist, so kommt dies wahrscheinlich daher, daß Voltaire seine reizenden Briefe nicht publizirte.

„Sie machen mir einen Prozeß“, schreibt Voltaire, „dessen Folgen nur auf Sie fallen können, selbst wenn Sie ihn gewinnen. Sie lassen mich vorladen im Namen eines Bauern dieses Guts, dem Sie jetzt vorgeben, daß in Rede stehende Holz verkauft zu haben. Ganz Genf weiß, daß Sie Ihr Holz diesem Bauern nicht verkauft hatten, sondern daß Sie es von ihm in Genf für Ihre Rechnung verkaufen ließen und ihm dafür zwei Stück von 21 Sous täglich gaben mit einer Lantième auf jede Klafter, die er Ihnen verrechnete. Ich glaubte dem Herrn Girod, Ihrem Agenten, als er mir sagte, daß Sie es wirklich verkauft hätten. Aber das ist nicht der Fall, mein Herr! Der Herr Girod hat für Ihre Rechnung einzeln mein eigenes Holz verkaufen lassen, wovon Sie jetzt zwölf Klafter von mir zurückverlangen!“

„Wenn der Herr Kanzler und die Minister und ganz Paris von Ihrem Verfahren unterrichtet werden müssen, so sollen sie es, und ich will mich selbst verdammen, wenn sich in Ihrer respektablen Gesellschaft einer findet, der Ihnen Recht giebt.“

Herr v. Broffe antwortet: „Erinnern Sie sich, mein Herr, der klugen Warnungen, die ich Ihnen vormals in der Unterhaltung gegeben, als Sie mir die Schicksale Ihres Lebens erzählten und hinzusetzten, daß Sie von Natur einen etwas insolenten Charakter hätten. Ich habe Ihnen meine Freundschaft geschenkt, und zum Beweis, daß ich sie nicht zurückgenommen, will ich Ihnen jetzt wieder rathen, niemals in den Momenten der Geistesabwesenheit zu schreiben, damit Sie sich nicht in vernünftigen Stunden dessen zu schämen haben, was Sie während des Wahnsinns gethan. Man muß ein Prophet seyn, um wissen zu können, ob ein Vertrag auf Lebenszeit gut oder schlecht ist. Es hängt dies ganz von der Zeit ab. Ich wünsche in Wahrheit von ganzem Herzen, daß Ihr Genuß lange dauern möge, und daß Sie noch 30 Jahre fortfahren mögen, Ihr Jahrhundert zu verherrlichen, denn trotz Ihrer Schwächen, werden Sie immer ein großer Mann bleiben. . . . in Ihren Schriften. Ich wünschte nur, daß Sie sich selbst ein halbes Viertel von der Moral und Philosophie, die in jenen zu finden ist, aneigneten. . . . Sie sagten mir einmal, als wir auf dem Felde von Tournay spazieren gingen, es fehle Ihnen in dem Augenblick an Brennholz; worauf ich Ihnen erwiederte, Sie würden leicht welches von meinem Walde bei Charles Baudy finden. Sie baten mich, es ihm zu sagen: ich that dies sogar in Ihrer Gegenwart, so viel ich mich erinnere, jedenfalls aber auf eine ganz unbestimmte Weise, was man nicht zu thun pflegt, wenn von einem Geschenk die Rede ist. Von dem Niedrigen eines solchen Geschenke, das man nur den Armen des Barmherzigkeits-Hospitals oder einem Kapuzinerkloster macht, will ich gar nicht sprechen. Ich hätte Ihnen auf Ehre einige Fuhren Brennholz zum Geschenk gemacht, wenn Sie sie von mir als solches verlangt hätten. Aber ich hätte Sie zu beleidigen geglaubt durch ein Anerbieten der Art. Doch nun, da Sie es nicht verschmähen, will ich es Ihnen schenken, und ich will dem Baudy dafür gut sagen, wenn er mir von Ihnen folgenden Schein bringt:

„Ich Endesunterschriebener, Franz Maria Arouet von Voltaire, Ritter, Herr von Fernex, ordentlicher Kammerherr des Königs, bescheinige hierdurch, daß Herr v. Broffes, Parlamentspräsident, mir so und so viel Fuhren Holz zu meiner Heizung im Werth von 281 Livres geschenkt hat, wofür ich ihm danke.“

„Sonst habe ich weiter nichts mit Ihnen zu thun. Zum Schluß, mein Herr, füge ich noch den Persischen Wunsch hinzu: Mens sana in corpore sano.“

Was ist das Ende dieses sonderbaren Prozesses? Nach endlosen Diskussionen, Procestrationen und besonders Injurien, nach einer Menge Terminen von beiden Seiten und nachdem die Sache vor dem Gerichtshof der Ammannschaft Ser verhandelt und ohne Termin vertagt worden, nach Ernennung befreundeter Schiedsrichter, nachdem das ganze Parlament durch den Streit aufgereggt worden, indem Herr Le Vault, Herr v. Ruffen, Herr v. Farges Partei ergriffen, kurz nach all diesem Spektakel, der ein ganzes Jahr lang gedauert hatte, was war das Resultat? Ein Vergleich, in Folge dessen das Geld dem Pfarrer von Tournay für die Armen zugestellt wurde; Aber ach, unser armer Voltaire mußte wieder bezahlen!

Von dieser Zeit an (dem 10. November 1761) dachte der muthlose Voltaire nicht mehr an die Fortsetzung der in Tournay angefangenen Verbesserungen; man belohnte ihn gar zu schlecht für seinen Eifer. Er gab also Tournay fast ganz auf. Aber Tournay gab ihn nicht auf. Jeden Augenblick kommt ihm der verwünschte Nießbrauch in den Weg. Voltaire und der Präsident schreiben sich zwar nur noch in langen Pausen, und ihre Wuth von 1761 hat sich gelegt, ihr Ton ist milder geworden; aber wie endlos sind die Ehikanen, die Sorgen, die Verdriechlichkeiten, die ihnen die Feder ermüden, das Gehirn erhizen und das Leben verklümmern. . . . Sie sterben endlich, Herr v. Broffes zuerst, sodann Voltaire, beide alt an Jahren, aber beide noch jugendlich frisch in dem Prozeß, der sie bis auf den letzten Augenblick befeelt; sie sterben, und selbst der Tod endet ihre Händel nicht. Im Jahre 1781 muß sich die Justiz zwischen ihnen legen, um diese unermüdeten Widersacher in der Person ihrer Erben zu versöhnen; ein Vergleich macht endlich dem Prozeß ein Ende, der zweimal so lang als Troja's Belagerung gedauert hatte, und nachdem Madame Denis eingewilligt, 40,000 Livres Ersatz „für die Verschlechterungen und Beschädigungen zu zahlen, die das Landgut Tournay während des Nießbrauchs des

Herrn Voltaire erfahren“ (so heißt es ausdrücklich in der Akte), ward endlich beschlossen, sie in Ruhe zu lassen, sie und das Andenken ihres Oheims.

Noch müssen wir angeben, woher wir die obigen Korrespondenzen und Vorfälle entnommen haben. Es ist dies ein interessanter Band noch nicht edirter Briefe, die wir Herrn Théophile Foisset zu verdanken haben. Von der Akademie zu Dijon beauftragt, das Leben des Präsidenten v. Broffes zu schreiben, hat Herr Foisset zuerst die Dokumente der parlamentarischen Familien des Landes befragen wollen, und als er hier und da eine ansehnliche Zahl ungedruckter Briefe von Voltaire fand, hatte er die sehr glückliche Idee, sie in einen Band zu sammeln und dem Publikum zu übergeben noch vor der Biographie des Präsidenten. Dies ist der Ursprung des Buchs, das uns den Stoff zu diesem Artikel geliefert und das eben sowohl ein nicht uninteressanter Beitrag zur Literaturgeschichte, als ein gutes Unterhaltungsbuch zu nennen ist.^{*)}

Napoleon in Flandern.

Von Frau Charlotte von Sor^{**)}.

Als der Kaiser im Jahre 1811 das ganze Küstenland von Frankreich, Belgien und Holland bereiste, wollte er auch in Flandern die großen Arbeiten besichtigen, die er in den sogenannten Polders zur Verhütung künftiger Ueberschwemmungen ausführen ließ. Diese Reise war sehr beschwerlich; man hatte nicht geglaubt, daß der Kaiser sich in die Sümpfe hineinwagen würde, und als er in Breskens des Abends angekündigt, daß er am anderen Morgen früh um sechs Uhr zu Pferde steigen wolle, um seinen Weg dahin zu nehmen, eilten sofort sämtliche höhere Beamten, denen die Leitung der Arbeiten anvertraut war, von Breskens fort, wohin sie, ohne die geringste Ahnung von seiner Absicht, diese abschreckende Gegend zu besuchen, dem Kaiser entgegengekommen waren, um seine Befehle in Empfang zu nehmen. Dadurch waren Aufseher und Arbeiter, obwohl sein Besuch nicht vorher verkündigt worden, in Stand gesetzt, in ihrem schönsten Sonntagsanzug auf ihren Posten den Kaiser zu erwarten. Unter den Arbeitern bildeten die gefangenen Spanier, die zu den härtesten Verrichtungen gebraucht wurden und in ihrem Aeußeren das furchtbarste Bild des Elends und Jammers darboten, einen ganz besonderen Haufen, der immer leicht von den Uebriegen unterschieden wurde. Napoleon's durchbohrender Blick durchtief rasch ihre Reihen und wandte sich eben so schnell von ihnen ab; sie schienen wie ein drohender Vorwurf für den dazustehen, der der Urheber aller ihrer Leiden war. Diese Menschen hegten gegen Napoleon einen Haß, der, da ihm die Mittel genommen waren, sich in Rache zu verwandeln, durch alle Qualen, die das Unglück den Bestiegten aufspart, nur stärker und unverjöhlicher wurde, und das Uebermaß dieses Unglücks erzeugte in ihnen jene bittere Resignation, die selbst das Klagen verschmäht, die, gleichgültig gegen das Leben, sich stolz und lähn vor den Unterdrückten aufrichtet und der Verfolgung trotzt.

Napoleon hatte sie aber auch auf eine unverantwortliche Weise behandelt. Zur Zeit, als die Engländer, auf der Insel Walchern landend, Holland und Frankreich mit den Waaren, die ihre Flotte mitgebracht, überschwemmt, war die Gier, mit der man um jeden Preis diese Englischen Produkte zu kaufen suchte, so groß, daß die Spekulanten beträchtliche Vorräthe davon anhäuften, um sie später mit ungeheurem Gewinn wieder loszuschlagen. Antwerpen barg eine große Menge heimlicher Depots, und die Sache wurde um so sorgfältiger geheim gehalten, als die Schuldigen lauter Belgier waren. Kaum hatte der Kaiser von der Landung der Engländer Nachricht bekommen, so ließ er sofort an die kompetenten Behörden die strengsten Befehle ergehen, die Englischen Waaren überall zu konfiszieren und auf öffentlichem Plage zu verbrennen: dies ward barchstäblich vollzogen, je nachdem man der Waaren habhaft ward. Indes war es allgemein bekannt, daß der damalige Präsekt von Antwerpen, Boyer d'Argenson, dem Kaiser vorgetragen, die Tuche und Flanelle von der allgemeinen Execution retten zu lassen; man konnte sie zu Kleidern für die unglücklichen Spanier benutzen, die, nackt und vor Kälte umkommend, an den Bauten in Flandern arbeiteten. Die Antwort auf dieses Gesuch der Menschlichkeit war der unabänderliche Befehl, Alles in Feuer aufgehen zu lassen. Herr von Argenson, den die Einwohner wegen seiner Rechtschaffenheit und Milde liebten und schätzten, obwohl er Franzose war, mußte diese harte Maßregel ausführen, konnte aber sein Mißfallen darüber so wenig verbergen, daß es der Kaiser bemerkte und ihm schlechten Dank dafür wußte. Napoleon hatte offenbar Unrecht; es war dieser Akt nicht bloß unpopulär und tyrannisch, sondern auch unmenschlich in Betracht der Leiden, die ein wenig Milde gelindert hätte. Als die schreckliche Ueberschwemmung von 1809, indem sie die Dämme zerstörte, ganze Dörfer verschlang, mußte man die Arbeiten aufs neue anfangen, und die Spanischen Gefangenen, die man nach Belgien geschickt, wurden sehr zahlreich in die Polders vertheilt, wo jeden Winter die Einwohner regelmäßig von ansteckenden Fiebern dezimirt wurden und wo die unglücklichen Spanier, die Kinder eines

^{*)} Correspondance inédite de Voltaire, publiée d'après ses lettres autographes, avec des notes, par Th. Foisset. Paris, 1837.

^{**)} Aus den Souvenirs du Duc de Vicence, die diese Dame neuerdings hat erscheinen lassen.

heissen Himmels, gewaltsam in den Norden versetzt, kaum gehüllt in elende Lumpen, die ihnen das öffentliche Mitleid geschenkt, über die Kniee im Moor wachend, den ganzen Tag über einen Boden bearbeiten mußten, der, von ihren Schmerzstränen benetzt, durch die pestilenzialischen Ausdünstungen, die sie fortwährend einathmeten, ihnen selbst bald zum Grabe wurde.

Ich werde es nie vergessen, wie mir einmal an der Thür des Posthauses zu Ectoo ein Mensch, auf zwei Stöcke gestützt, im Vorübergehen ein offenes Billet hinreichte: es war dies ein Hospital-Billet. Es ist mir nicht möglich, ein entsprechendes Bild von dem Anblick dieses Unglücklichen zu geben, der, unter der Livree des Elends, in seinen Zügen ein auffallendes Gepräge des Adels bewahrte. Ohne mich anzusehen, hörte er meine Antwort, und als er sich weiter bewegen wollte, taumelte er und konnte keinen Schritt mehr thun. Von innigem Mitleid ergriffen, sprang ich ihm bei und brachte ihn auf eine Bank, die sich zum Glück in der Nähe befand. Er glitt nieder, und ein tiefer Seufzer entwand sich seiner leuchtenden Brust. „Ich will Ihnen etwas holen“, fing ich an; er ergriff mich rasch beim Kleid und machte ein Zeichen, daß er nichts verlange. Ich glaubte ihn zu errathen. — „Ich bitte Sie darum!“ nahm ich das Wort, indem ich ihm etwas Geld reichte. Mit stolzer Geberde wies er meine Hand zurück und warf fast einen wüthenden Blick auf mich; große Thränen entwürzten seinen Augen, und sein Haupt sank gebeugt zurück. — „Ich bitte Sie darum!“ rief ich und brachte meine Hand dicht an die seinige. Er bot die letzte Kraft auf, sich zu erheben, aber er war zu schwach. „Nun“, rief ich, „erlauben Sie uns wenigstens das, Sie zu stützen; wir selbst wollen Sie ins Hospital führen.“ Wie er dieses Wort hörte, fing er an zu zittern, eine plötzliche Röthe überzog sein blaßes Gesicht, sein Mund zog sich in ein krampfhaftes Lächeln zusammen, das ich wohl verstand. Aus Mitleid und von Franzosen ins Hospital geführt zu werden, welche Demüthigung für den armen Verdammten! Ich springe ins Wirthshaus: „Rasch, rasch“, rufe ich, „ein Zimmer, ein Bett für diesen armen Kranken Spanier; ich werde Alles bezahlen, aber Sie in Ihrem Namen müssen es ihm anbieten, von Ihnen wird er's nicht ausschlagen.“ — „Jesus Christus“, erwiderte die Wirthin entsetzt; „wenn Sie den Tisch mit Grabanter Kronen belegen, ihn ich's auch nicht. Dieser Mensch hat das Fieber der Polders; er steckt mein ganzes Haus an.“

Weder Gründe noch Bitten konnten den Widerstand des Weibes überwinden. Ich ging unwillig hinaus, als mein Bruder mich beim Arm ergriff und zum Wagen führend mir zustüßte: „Der Unglückliche leidet nicht mehr. . . . Die Pferde sind angespannt, wir müssen fort, Charlotte.“ Der kranke Unglückliche war von Axel nach Ectoo geschickt worden und hatte in starkem Frost sieben Meilen zu Fuß gemacht, um einige Schritte vom Hospital auf einer steinernen Bank den Geist aufzugeben. Solche Scenen wiederholten sich fast jeden Tag, und es ist nur zu wahr, daß sie nicht danach eingerichtet waren, die Erbitterung zu beruhigen, die in Belgien jener gehässige Spanische Krieg erregte, der in der Kette unserer Unfälle das erste Glied bildet.

So waren die Dinge beschaffen, als der Kaiser die Polders besuchte und sich im Angesicht derer befand, für die man vergeblich sein Mitleid angefleht. Auf der Höhe von Hulst ungefähr war er stehen geblieben, um einen Damm, den man baute, zu untersuchen, als plötzlich aus der düsteren Gruppe der gefangenen Spanier hervor ein Mensch, den seine Gefährten umsonst zurückzuhalten suchten, sich mitten durch das Gefolge Bahn macht und unmittelbar vor den Kaiser hintritt. Mit aufgerichtetem Kopfe und alle Kraft, die Haß und Wuth eingeben können, in seinem Blicke konzentrirend, richtet er an Napoleon die Worte: „Das Kriegsgesetz erlaubt nicht, gefangene Feinde in verpestete Drie zu werfen, um sie von Fieber und Elend hinraffen zu lassen.“ Eine gewaltsame Bewegung malte sich auf dem Gesicht des Kaisers; überrascht, macht er eine Bewegung rückwärts, fast sich aber bald: „Wer send Ihr?“ fragt er in schrecklichem Tone. — „Ein Spanier“, antwortet der Mensch mit einem Accent, dessen stolze Betonung nicht darzustellen ist. „Was wollt Ihr? Was verlangt Ihr?“ — „Wir wollen wie Geschöpfe behandelt werden, die nach Gottes Ebenbild geschaffen sind, und nicht wie schmutzige Bestien.“ — „He! wer hat Euch zum Advokaten Eurer Landsleute gemacht? Sagt Ihr in ihrem Namen diese kühnen Worte, die sie meinem ganzen Horn aussetzen!“ — „Sie und ich fürchten nur den Zorn des Himmels“, unterbrach er mit festem Ton. — „Spanischen Gefangenen“, erwiderte der Kaiser mit donnernder Stimme, „steht es wohl an, über die Behandlung zu klagen, die ihnen in Frankreich wird. Meine Soldaten werden von Euren Räuberbanden auf die grausamste Weise verstümmelt und erdroffelt. Die machen erst gar keine Gefangenen!“ Sein versengender Blick schien den Menschen durchbohren zu wollen. Das war offenbar kein gemeiner Soldat; diese Lumpen bedeckten gewiß einen Bandenführer, der bis in die Gefangenschaft den Fanatismus und den Aufruhr unter den Seinigen unterhielt. „Mit welchem Recht beklagt Ihr Euch?“ fuhr der Kaiser in steigender Wuth heraus. — „Mit dem heiligen Recht desjenigen, der nur Gott für sein Leben Rechenschaft zu leisten hat!“ antwortete Jener mit der äußersten Heftigkeit; „lassen Sie uns über die Klinge springen; wir wollen lieber den Tod, als Ihre Wilde.“

Einige Personen des Gefolges warfen sich auf den Unglück-

lichen und stießen ihn gewaltsam zurück, aber der Kaiser rief rasch: „Es soll ihm nichts zu Leide geschehen; er ist toll! . . . Dieser Mensch ist toll zum Binden! Man trenne ihn von seinen Kameraden und erkundige sich nach seinem Namen.“ Dann gab er seinem Pferd eine heftige Bewegung und entfernte sich, indem er ruhig mit dem Herzog von Vicenza in seiner Nähe zu plaudern schien.

Unter der Zahl von mehr als 200 Spaniern, die auf diesem Punkt versammelt waren, fand sich nicht Einer, der den wahren Stand des kühnen Gefangenen angeben wollte, welcher auf den Listen unter dem bloßen Namen Pedro verzeichnet war. Auch hatten die Worte des Kaisers: „Es soll ihm nichts zu Leide geschehen“, die Wirkung, daß Keiner von denen, welche die Gefangenen zu beaufsichtigen hatten, durch neue Grausamkeiten Pedro's Unglück vermehrte. Das Mitleid, das diese Unglücklichen einflößte, war allgemein. Napoleon aber, der nicht leicht eine Idee aufgab, wollte gern sichere Nachrichten über den Menschen haben, der ihm eben mit so viel Kühnheit getrozt hatte, und so sehr er es auch zu verbergen suchte, diese Scene hatte ihn offenbar heftig bewegt. In einiger Entfernung rief er einen Offizier aus seinem Gefolge heran: „Erkundigen Sie sich nach Namen und Stand dieses Spanischen Gefangenen“, sagte er leise; „ich will genauen Bericht haben. Sie werden mir ihn persönlich abstaaten. Mein Name darf nicht genannt werden. Gehen Sie.“ Eine Mission, die der Kaiser gab, machte es dem, der sie bekommen, zur Herzens- und Ehrenpflicht, seine ganze Thätigkeit, seinen ganzen Eifer zur Rechtfertigung dieses Vertrauens anzuwenden; da kamen keine Schwierigkeiten in Anschlag, da galt es nur, sie zu überwinden; Napoleon's charakteristisches Wort: Nichts ist uns möglich, hatte in der Armee allgemeine Gültigkeit.

Der Offizier spornet sein Pferd, eilt zurück auf den Schauplatz des erzählten Vorfalls, befragt die Aufseher, die das Spanische Kontingent unter sich haben: mehr kann man ihm nicht sagen, als daß der Mann Pedro heiße. Er setzt seine Forschungen fort bis in das Dorf des Depots, das er sich hatte bezeichnen lassen. Herr von M. . . . hatte in Spanien gedient, er kannte ein wenig die Sprache und hoffte, durch etwas Geld sich nähere Auskunft zu verschaffen. Am Eingang des Dorfes findet er ein armes Weib, von zwei kleinen Kindern begleitet, die er an ihrem herabgekommenen Aeußeren, an ihrem olivenartigen Teint für Spanier erkennt. Er steigt ab und fragt freundlich die unglückliche Mutter aus, indem er ihr eine kleine Summe Geldes schenkt. „Ist denn“, fragt er unter Anderem, „Keiner unter den Gefangenen, der seinen Unglücksgefährten beistehen kann?“ — „Nein, Señor, nein; Alle sind gleich unglücklich auf diesem verwünschten Boden! Die Franzosen haben uns jeden Verkehr mit unserem heiligen Vaterlande abgeschnitten. Allmächtiger Gott!“ ruft sie, ihre fleischlosen Arme zum Himmel streckend, „Rache! Rache!“

Obt genug hatte der Französische Offizier in Spanien solche Verwünschungen und wilde Schmerzensäußerungen hören müssen. Er suchte die Unglückliche durch milde Worte zu trösten und ihr Hoffnung einzuflöhen: „Nein, nein, Señor, wir verdienen hier den Himmel“, sagte sie mit ernster Miene; „der Gottesmann, der uns tröstet, verspricht ihn uns täglich!“ Diese Worte waren ein Lichtstrahl: Das ist Pedro! dachte er. — „Wer ist der Mann?“ fragte er. — „Ein Heiliger, ein Märtyrer, der zu Fuß mit uns in Ketten alle Länder durchwandelt hat, die uns von unserem segneten Spanien trennen.“ — „Wo wohnt er?“ — „In Maldeghem, nicht weit vom Hospital von Ectoo. Trotz der schrecklichen Wege, wo Mensch und Vieh verdirbt, vergeht nicht eine Woche, wo der Pater Franzisko nicht hierher kommt, um uns seinen heiligen Segen zu geben.“ Herr von M. . . . hatte genug gehört; er nahm seinen Weg nach Maldeghem; er war Pedro auf der Spur.

Mannigfaltiges.

— Frau von Montaran. Diese Dame, die früher bereits eine interessante Schilderung Italiänischer Städte, namentlich Roms und Neapels, Benedigs und Florenz, herausgegeben, hat jetzt eine Rhein-Reise publizirt, die bald hinter einander zwei Auflagen erlebte. Die Darstellung der Schloß-Ruine von Heideberg soll in ihrer Art ein Meisterstück seyn. Alex. Dumas das gegen scheint durch das, was er über seinen Aufenthalt am Rhein publizirte, seinen Ruhm nicht sonderlich vermehrt zu haben. Trotz vielfacher Notizen, die ihm durch Freundeshand in Frankfurt a. M. zu Theil geworden, hat er sich doch durch die seltsamsten Verwechselungen und Irrthümer blamirt.

— Agnes Sorel. In Rouen hat man kürzlich den Stein aufgefunden, der früher das Grabmal dieser Freundin Karl's VII. in der Kirche von Jumièges bedeckte. Die Inschrift dieses Steines lautet in altem Französisch: „Cy gyst noble damoiselle Agnes Seurrelle, en son vivant dame de Beaulté de Roquefure, d'Issoultun et de Vernon-sur Seine, piteuse entre toutes gens, et qui largement donnait de ses biens aux églises et aux pauvres. laquelle trépassa le IX^e jour de février de l'an de grace MCCCCXLIX (1449). Priez Dieu pour l'ame d'elle. Amen.“

*) Les bords du Rhin, par Madame la Baronne de Montaran. Paris, 1838.